

Die Keramik der Region von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart

Autor(en): **Huber, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **59 (1988)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918128>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Keramik der Region von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart

von Alfred Huber

Was ist Keramik?

Das Wort «Keramik» stammt aus dem Griechischen, wo man mit «Keramos» die Töpferware bezeichnete.

Keramik ist der Sammelbegriff für alle aus Ton hergestellten Gegenstände, die im Feuer gebrannt und somit nicht mehr wasserlöslich sind, sei es Porzellan oder Irdenware, seien es Blumentöpfe, Ziegel oder Ofenkacheln.

Schon die Jäger der jüngeren Altsteinzeit verwendeten den plastischen Ton zum Modellieren von Tierfiguren. Zwei noch ungebrannte Bisonsdarstellungen aus der Höhle Tuc d'Audoubert in Frankreich markieren in der Kunstgeschichte zugleich den Übergang von der Gravierung zum Relief.

Ebenfalls in dieser Epoche (Gravettien, ca. 26 000–20 000 v. Chr.) entstanden Menschen- und Tierfigürchen aus Ton, die im Feuer gehärtet wurden. Diese offenbar zu kultischen Zwecken hergestellten Idole aus der Fundstelle Dolni Věstonice in Südmähren (ČSSR) sind die bisher ältesten keramischen Erzeugnisse, die wir kennen.

Die Kenntnis der Brenntechnik ging dann offenbar verloren und kam erst um 7000 v. Chr. im Vorderen Orient (Jericho) für die Töpferei wieder zur Anwendung.

Ausser der Steinbearbeitung verfügt kein anderes Handwerk über eine so lange, durch Funde belegte Geschichte.

Ton oder Lehm ist ein Verwitterungsprodukt aus Granit oder Feldspat und lagert an vielen Orten als Erdschicht im Boden. In feuchtem Zustand lässt er sich gut formen. Trocknet er, wird er spröde und brüchig, kann aber immer noch in Wasser aufgelöst werden. Erst durch den **Brand im Ofen** gewinnt die Tonerde an Stabilität.

Die Brenntemperatur ist je nach Warengattung verschieden.

Frühgeschichtliche Keramik wurde zwischen 600 °C und 800 °C gebrannt. Töpferwaren, Ziegel, Ofenkacheln brennt man selten über 1100 °C, Steingut meist über 1100 °C, modernes Steinzeug über 1200 °C. Die Brenntemperatur für Porzellan liegt über 1200 °C (bis ca. 1450 °C). Durch den Brand wird dem Ton das Wasser vollständig entzogen, d. h. er schwindet. Die Schwindung durch Trocknen und Brennen beträgt bei der Irdenware etwa 10 %, bei Steinzeug und Porzellan 15–20 %.

Die verschiedenen Keramikgruppen

1. Irdenware

Farbig gebrannter, poröser Scherben, entweder glasiert oder unglasiert.

Vorgeschichtliche Keramik: Relativ grober, mit Quarzsand gemageter Ton. Die Gefäße wurden aus der freien Hand gestaltet oder aus Tonwülsten aufgebaut. Die Stücke sind unglasiert.

Terra sigillata: Rote, metallisch glänzende Keramik, die bei hoher Temperatur oxydierend gebrannt wurde. Die dichte, glatte Oberfläche entstand im Brand aus einem Beguss mit feinem Tonbrei.

Töpfer- oder Hafnerware: Als Masse dient ein grob aufbereiteter Ton. Die poröse Struktur des Scherbens ist für Flüssigkeit durchlässig (Blumentöpfe, Kühlgefäße). Erst der Auftrag einer Glasur (seit dem 13. Jahrhundert sind in Europa die ersten Bleiglasuren bekannt) macht den Scherben wasserundurchlässig und damit das Gefäß als Koch- oder Essgeschirr geeignet. Bei der Engobenmalerei wird auf das angetrocknete Gefäß, in «lederhartem» Zustand, wie der Hafner sagt, mit dem Malhorn gefärbter Tonbrei (Schlicker) aufgetragen. Die Ware ist meist auf der Töpferscheibe gedreht, in neuerer Zeit auch in Formen gepresst.

Terrakotta: Bezeichnung für Plastiken und Reliefs aus meist grobkörniger oxidierend gebrannter und deshalb roter Tonerde, welche unglasiert belassen wird.

Fayence und Mayolika: Als Rohstoff dienen geschlämmte Tone. Nach einem ersten Brand bei 800–1000 °C werden die Gefäße mit einer weissdeckenden Zinnglasur überzogen. Direkt auf diese Glasur wird der Dekor mit Scharffeuerfarben (d.h. Farben, die hohen Temperaturen standhalten) gemalt. Während des zweiten Brandes bei 1000–1500 °C sinken die Farben in die Glasur ein, wobei die Konturen zu weichen Übergängen verschmelzen. Bei der Verwendung der weniger temperaturbeständigen, aber nuancenreicheren Muffelfarben ist ein dritter Brand bei 800 °C erforderlich. Einfachere Gefäße werden auf der Töpferscheibe gedreht. Schwierigere, wie ovale und eckige Formen, sowie Figuren werden in Gipsformen gepresst. Fayencen und Mayolika sind technisch dieselbe Ware, doch leitet sich ihr Name von zwei verschiedenen Ursprungsorten ab (Faenza und Mallorca).

Raku-Keramik: Die meist handgeformten Gefäße aus grob aufbereitetem Ton werden mit Blei/Borax-Glasuren versehen bei niedriger Temperatur (ca. 750 °C) in der Glut eines offenen Feuers gebrannt.

Diese einfache Technik wurde in Japan seit dem 16. Jh. besonders für Teeschalen (der dicke, poröse Ton ist ein schlechter Wärmeleiter) verwendet. Am bekanntesten sind zwei Raku-Typen: rot und schwarz.

2. Steingut

Weiss gebrannter, poröser Scherben, mit durchsichtiger Glasur. Es findet Verwendung als Küchen- und Essgeschirr, bei Wandplättchen und sanitärer Keramik.

Die Steingutmasse besteht aus weissbrennendem Ton mit Zusätzen von Quarz, Feldspat und Kalkspat. Die Gegenstände werden gegossen und zweimal gebrannt. Nach dem ersten Brand bei 1200°C wird die Ware bemalt oder im Umdruckverfahren dekoriert und glasiert. Danach erfolgt ein zweiter Brand bei 900–1000°C.

Josiah Wedgwood war um 1760 in England an der Entwicklung des Steingutes massgeblich beteiligt.

3. Steinzeug

Farbig gebrannter, harter, völlig wasserundurchlässiger (gesinterter) Scherben.

Bierhumpen, Einmachttöpfe und Mostkrüge sind beispielsweise aus Steinzeug.

Für die Herstellung von hochgebranntem Steinzeug mit Temperaturen über 1200°C eignen sich nur wenige Tone. Zum Zeitpunkt der Weissglut sintert oder «verglast» der Scherben und wird somit auch ohne Glasur wasserundurchlässig.

4. Porzellan

Dichter, weisser, sehr harter, durchscheinender Scherben. Feines Tafelgeschirr, Hotelporzellan, Figuren oder technisches Gerät sind aus diesem Material.

Die Porzellanmasse besteht zu 40–65 % aus weissbrennendem Ton (Kaolin), das mit 15–35 % Feldspat und 12–30 % Quarz in Wasser aufgeschlämmt wird. Die Formgebung erfolgt durch Giessen oder Drehen. Die in der Herstellung aufwendigste Keramikart muss mindestens zweimal gebrannt werden. Nach dem Roh- oder Schrühbrand bei 900°C wird die Ware glasiert oder mit Scharffeuerfarben (Kobaltblau oder Chromgrün) bemalt und danach dem hohen Garbrand über 1200°C bis zu 1450°C ausgesetzt. Dabei vereinigen sich Feldspat und Kaolin zu einer durchsichtig weissen, fast glasartigen Masse. Auf die Glasur kann nun der Dekor mit einem weiten Farbenspektrum (Gold, Silber, Purpurrot usw.) aufgetragen werden (Muffelmalerei), wobei dieser dritte Brand nur noch Temperaturen von 700–920°C erfordert.

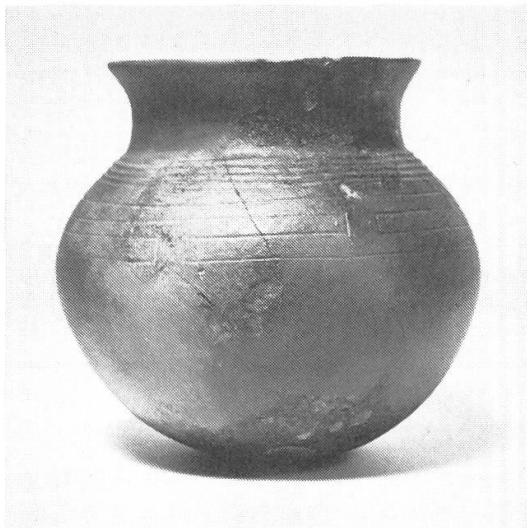
Die Keramik der Region

Die Kenntnis, aus einer weichen, formbaren Tonmasse durch Einwirkung des Feuers feste und dauerhafte Gegenstände herzustellen, gelangte, gleichzeitig mit anderen Neuerungen wie Ackerbau und Viehzucht, in der **Jungsteinzeit** um 4500 v. Chr. in unsere Gegend.



Henkelkrug, Späte Pfynerkultur 3650 bis 3500 v. Chr., Lenzburg, Gräberfeld Gofersberg

Die Erfindung der Keramik in der Periode der beginnenden Sesshaftigkeit ermöglichte das Kochen von Speisen und erleichterte die Vorratshaltung. Entsprechend der unterschiedlichen Herkunft der verschiedenen Bevölkerungsgruppen waren Form und Verzierungsstil der Gefäße recht vielfältig.



Trichterrandtöpfchen mit Mäanderverzierung, Spätbronzezeit um 1000 v. Chr., Möriken, Kestenber



Mondhorn, Spätbronzezeit um 1000 v. Chr., Möriken, Kestenber

Auch in der **Bronzezeit** wurden die Gefässe von Hand aufgebaut. Einen Höhepunkt erreichte die Töpferei in der an Vorbilder aus Metall erinnernden Feinkeramik. In die Spätphase dieser Epoche etwa um 750 v. Chr. fällt das erste Auftreten der Gefässbemalung.

Neue Impulse brachte in der **Eisenzeit** um 500 v. Chr. der von südlichen Kulturen übernommene Import der schnell drehenden Töpferscheibe. Die Herstellung von Töpferware, vorher als «Hausgewerbe» von vielen ausgeübt, wurde nun zu einem eigenen Berufsstand. Die rasche und damit billigere Herstellung führte bald zur Massenware. Neben scheibengedrehter Keramik wurde für den Hausgebrauch jedoch auch handgeformte Keramik verwendet.

In der **Römerzeit** wurde die importierte Keramik tonangebend. Dies gilt besonders für die rote Terra sigillata, welche im 1. Jh. v. Chr. in Italien, und seit dem 1. Jh. n. Chr. auch in Grosstöpfereien in Süd- und Ostgallien hergestellt wurde. Lokale Ateliers in Baden und Windisch versuchten, diese Keramik im 2. Jh. n. Chr., allerdings ohne grossen Erfolg, nachzuahmen.



Kochtopf, Latènezeit, 450–15 v. Chr., Mellingen, Gheidacker



Rand einer Reibschale mit Stempel «Vatto», 60–100 n. Chr.

Im Vicus «Lenzburg» produzierte der erste namentlich bekannte Töpfer **Vatto** am Ende des 1. Jahrhunderts Reibschalen und wohl auch Gebrauchskeramik im einheimisch-keltischen Stil.

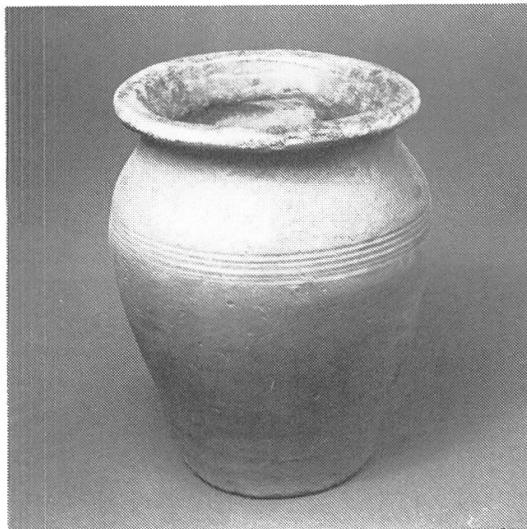
Mit dem Ende des römischen Reiches um 400 n. Chr. versiegte auch die Produktion von Keramik in manufakturartigen Werkstätten. Die Töpferei wurde wieder zum Hausgewerbe.

Erst die Städtegründungen im **12./13. Jh.** sicherten dem Handwerk wieder ausreichende Absatzmärkte. Vorerst wurde einfaches Kochgeschirr aus Irdenware hergestellt.

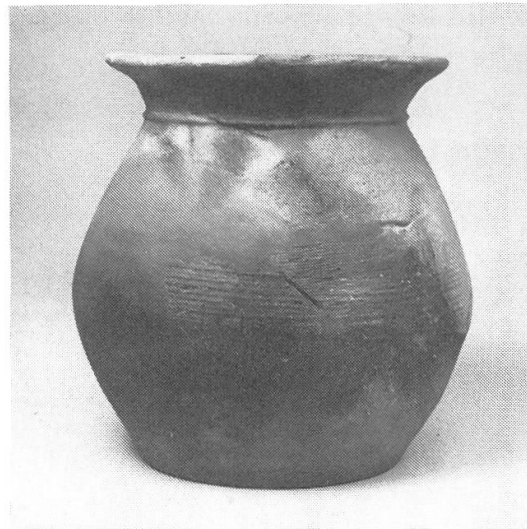


Topf, Mitte 13. Jh., Sarmenstorf, Kirche

Seit dem 13./14. Jh. begannen sich allmählich grüne und braune **Bleiglasuren** durchzusetzen, die den porösen Scherben gegen Flüssigkeit undurchlässig machten.



Topf, 16. Jh., Lenzburg, Schloss



Topf, 15. Jh., Ammerswil, Ebnetwald

Im 15. Jh. entstanden als neue Gefäßformen Schüsseln und Schalen. Das Tongeschirr wurde nun auch zum Essgeschirr. Zugleich entwickelte sich aus der Gefäßstöpferei die **Ofenhafnerei**.

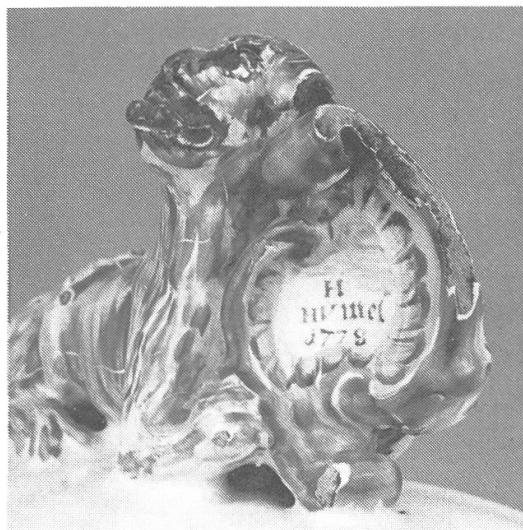
In **Lenzburg** werden Hafner (dieser Name wurde von «Hafen», einem Tongefäss, abgeleitet) schon 1487 zu den bankzinspflichtigen Handwerkern gezählt. 1534 und 1582/87 lassen sich **Augustin Huber**, der erste namentlich bekannte Hafner, und ein weiterer Vertreter dieses Gewerbes nachweisen, die das «brönnhüsli» auf dem Ziegelacker benützen und im Gemeindebann nach Lehm graben.

Trotz der beginnenden Fayence-Produktion (Winterthur 1542) nahm auch die Herstellung von gewöhnlicher Irdenware (Hafnerware) ständig zu. Wie weit die Lenzburger Hafner des 17. und 18. Jahrhunderts daran beteiligt waren, lässt sich nicht beurteilen.

Lenzburger Fayencen

«Den 1. Juni 1763 ist die fabrique in Lentzburg angefangen H(err) M(arcus) HW(ünerwadel): A(dam) H(einrich) Klug: Borsolain: M(aler)». Diese Inschrift auf einem Fayence-Täfelchen bezeugt die Gründung einer kleinen Manufaktur durch den Schultheissen und Handelsherrn **Marcus Hünerwadel-Kastenhofer** (1725–1805). Das Atelier verfügte nur über ein kleines Formen- und Dekorrepertoire und bestand kaum länger als ein Jahr. Von den mit LB (Lenzburg) signierten Produkten sind nur ganz wenige Stücke erhalten (Landesmuseum und Schloss Brunegg). Der grösste Teil der bisher «Lenzburg» zugeschriebenen Fayencen stammt aus Ostfrankreich (Lunéville) und Künersberg bei Memmingen (Jagddecor). Diese Zuweisung stützen auch stilistische Vergleiche, nach denen die Stücke in die Zeit von 1740–1760, also vor der Lenzburger Fabrikgründung, datiert werden müssen.

Die zweite Manufaktur betrieb **Johann Jakob Frey** (1745–1817), Burger und Fayencier von Lenzburg. Sein Vater Andreas war ein Mann,



Terrine, Fayence, von Joh. Jakob Frey, 1778

der in traditioneller Weise arbeitete. Deshalb holte sich der Sohn sein Rüstzeug seit 1763 auf der Wanderschaft in Frankreich. Nach seiner Rückkehr 1774 begann ein zermürender Existenzkampf. Neben Fayenceöfen und -geschirr soll er auch «braunes feuerhaltiges Kochgeschirr» und «Veritabel englisches Steinguth» hergestellt haben. Es mangelte dem Hafner und «Porcelainmacher» nicht an beruflichen Fähigkeiten und Fleiss, wohl aber am nötigen Betriebskapital und an solventen Bürgen. Zudem gingen seine Forschungen zur Entwicklung feinerer Erzeugnisse («Goldrezept») auf Kosten seiner Produktion und der laufenden Aufträge. So kam es 1791 zum Konkurs. 1796 verliess Frey Lenzburg für immer. Er starb 1817 als Tagelöhner von Hafner Ingold in Yverdon.

Auch von Frey sind nur wenige Werke erhalten. Seine fünf «sicher geformten und glanzvoll bemalten Kachelöfen gehören zum Schönsten, was in jener Zeit auf diesem Gebiet geleistet wurde» (R. Schnyder).

Auch die Erfindung des Porzellans zu Beginn des 18. Jh. änderte nichts an der Beliebtheit der **Irdenware**. Sie wurde zwar zum zweitrangigen Produkt, verdrängte jedoch beim Gebrauchsgeschirr das früher übliche Holz- und zum Teil auch das Zinngeschirr.

Aktenkundig sind Geschirrbrände von **Johannes Baumann** 1804/05 und **Andreas Frey** 1794/95 (Fayencen?) und 1806 für «erdigs Geschirr» fürs Spital. Hafnerware und Spielzeugtiere produzierte **Jacob Hemmann** (1797–1857) in seinem Brennofen im Keller des alten Landgerichtshauses. Ein Raum im Erdgeschoss diente dem «Chacheli-Hemme» als Verkaufslokal.



Hafen, Anfang 19. Jh., Lenzburg, Sodbrunnen Ziegelacker

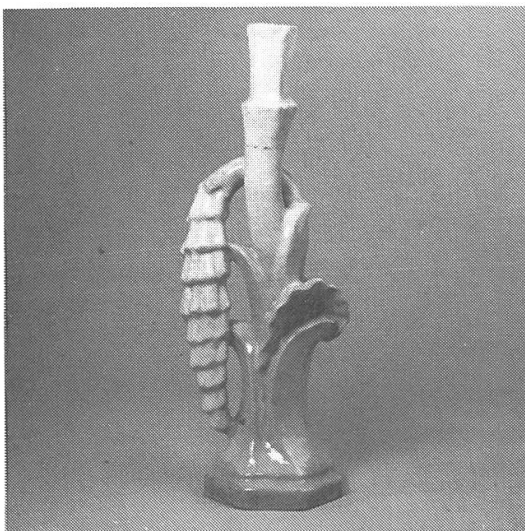


Schüssel von Jacob Hemmann, Lenzburg, altes Landgericht

Die Industrialisierung und Massenherstellung im 19. und 20. Jh., sowie andere Erzeugnisse wie emaillierte Metallgefäße, Glas und Steingut entzogen dem Hafnergewerbe den Boden.

Als Gegenbewegung zur Massenherstellung setzte eine Rückbesinnung auf die individuelle Form ein. Einzelne Künstler versuchten, angeregt durch fernöstliche Keramik, ihre eigenen Vorstellungen in keramischen Objekten zu realisieren. Diese Tendenz ist in den Arbeiten von **Elisabeth Eberhardt** (1875–1966) spürbar, während **Margrit Mieg** (1896–1952), die nur bis 1920 keramisch tätig war, einen klaren ornamentalen Dekor bevorzugte.

Gelegentlich entwarfen auch Maler und Bildhauer, die nach neuen Ausdrucksmitteln suchten, Kollektionen für kleinere Serien. So auch **Arnold Hünerwadel** (1877–1945), der 1925 für die Tonwarenfabrik C. Bodmer & Co. in Zürich eine Serie von Kerzenständern, Lampenfüssen und Kleinplastiken gestaltete, die in Formen gegossen und mit einer Zinnglasur versehen wurden (Fayence).



Lampenfuss, Fayence, von Arnold Hünerwadel, 1924



Krug, von Hans Brunner, um 1940

Hans Brunner (1917–1982) besuchte nach der Hafnerlehre in Lenzburg (1934–37) zwei Jahre die Töpferfachschule in Landshut/Bayern und arbeitete bis zur Übernahme der Ofenfabrik 1947 in diesem Beruf (Ausstellungen in Lenzburg mit dem Maler F. R. Guinand-Ringier).

Von den zeitgenössischen Keramikern sind nur noch wenige «Töpfer» im traditionellen Sinn. Frei für neue Formen lösen sie sich von der Töpferscheibe und besinnen sich auf die ursprünglichen Formverfahren aus der freien Hand. Beide Techniken sind in den Arbeiten von **Ernst Häusermann** (* 1947) zu beobachten.

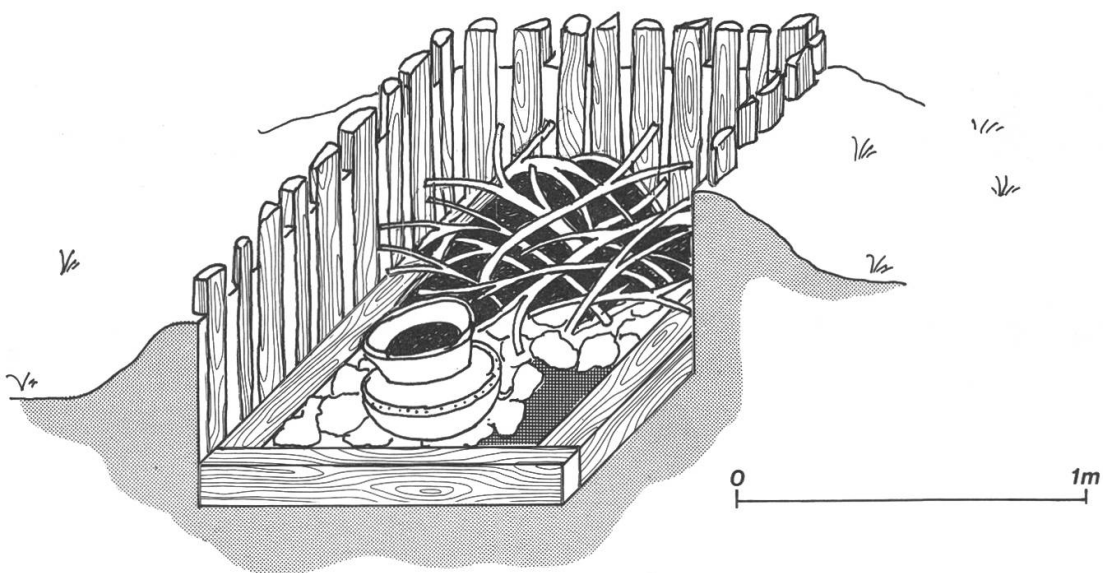
Brennofentypen der Region

Offenes Feuer

In der Jungsteinzeit wurde die Keramik im offenen Feuer gebrannt. Das Brenngut wurde mit Holz, Stroh und Reisig zu einem Stapel geschichtet und dann angezündet. Die ungleichmässige Hitze führte jedoch zu grossen Qualitätsunterschieden, ja zum Verlust von 30 bis 40 % des Brenngutes.

Brandgruben

Noch in die Jungsteinzeit fällt wohl die Entwicklung von einfachen «Öfen». Es handelt sich dabei um Gruben, in denen Keramik und Holz aufeinandergeschichtet wurden. Entzündet, glühte das Holz von oben nach unten langsam durch. Die gleichmässige Hitze verringerte den Brennverlust.

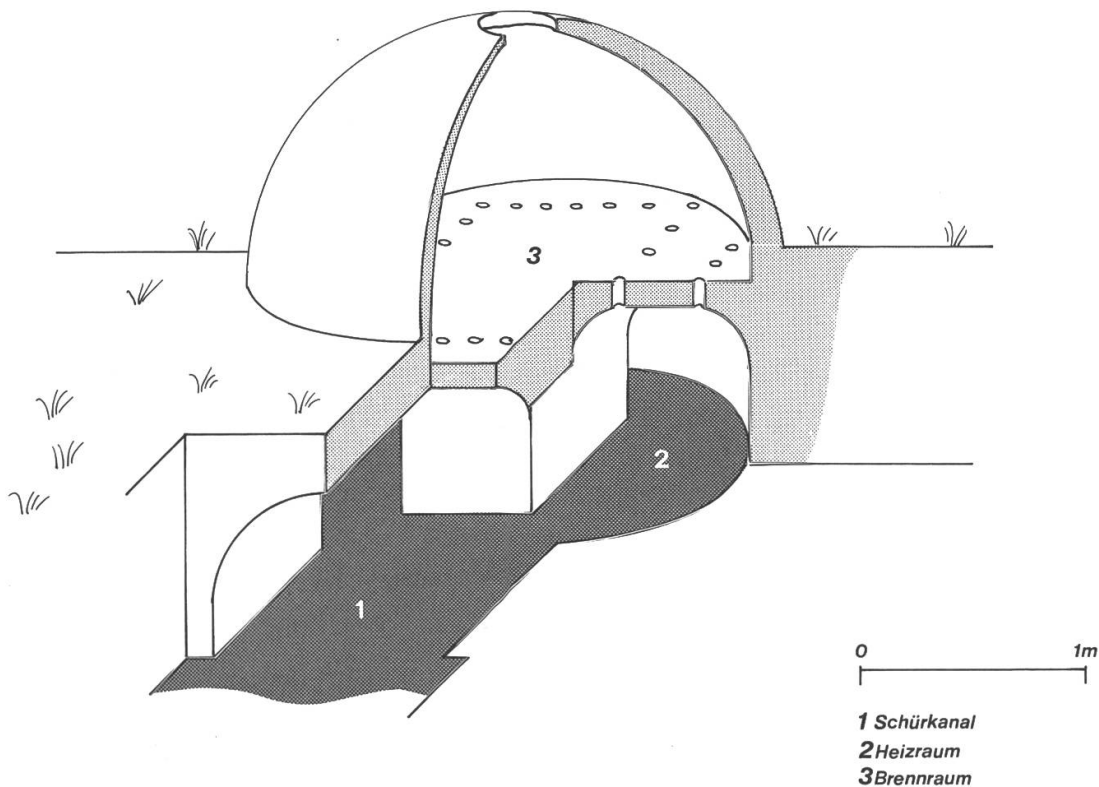


1978 wurden in Möriken, «Lehmgrube», zwei solche Brandgruben ausgegraben, die aus der Übergangsphase von der frühen zur mittleren Bronzezeit (ca. 1500 v. Chr.) stammen und damit zu den ältesten bisher bekannten «Brennöfen» der Schweiz zählen. Sie wiesen eine rechteckige Grundform von etwa 2 x 1 m auf und waren 30–40 cm in den Boden eingetieft.

Keramikfehlbrände beweisen dass in der Spätbronzezeit (um 1000 v. Chr.) auch in den Siedlungen Möriken, Kestenberg, und Lenzburg, Schloss, die Töpferei betrieben wurde.

Brennöfen mit zwei Kammern

In der jüngeren Eisenzeit (450–15 v. Chr.) machte die Ofentechnik eine entscheidende Entwicklung durch. Der Ofenraum wurde nun in zwei Kammern geteilt. In der unteren brannte das Feuer und die Hitze drang durch Löcher in die obere Brennkammer, in der das Brenngut gestapelt wurde.



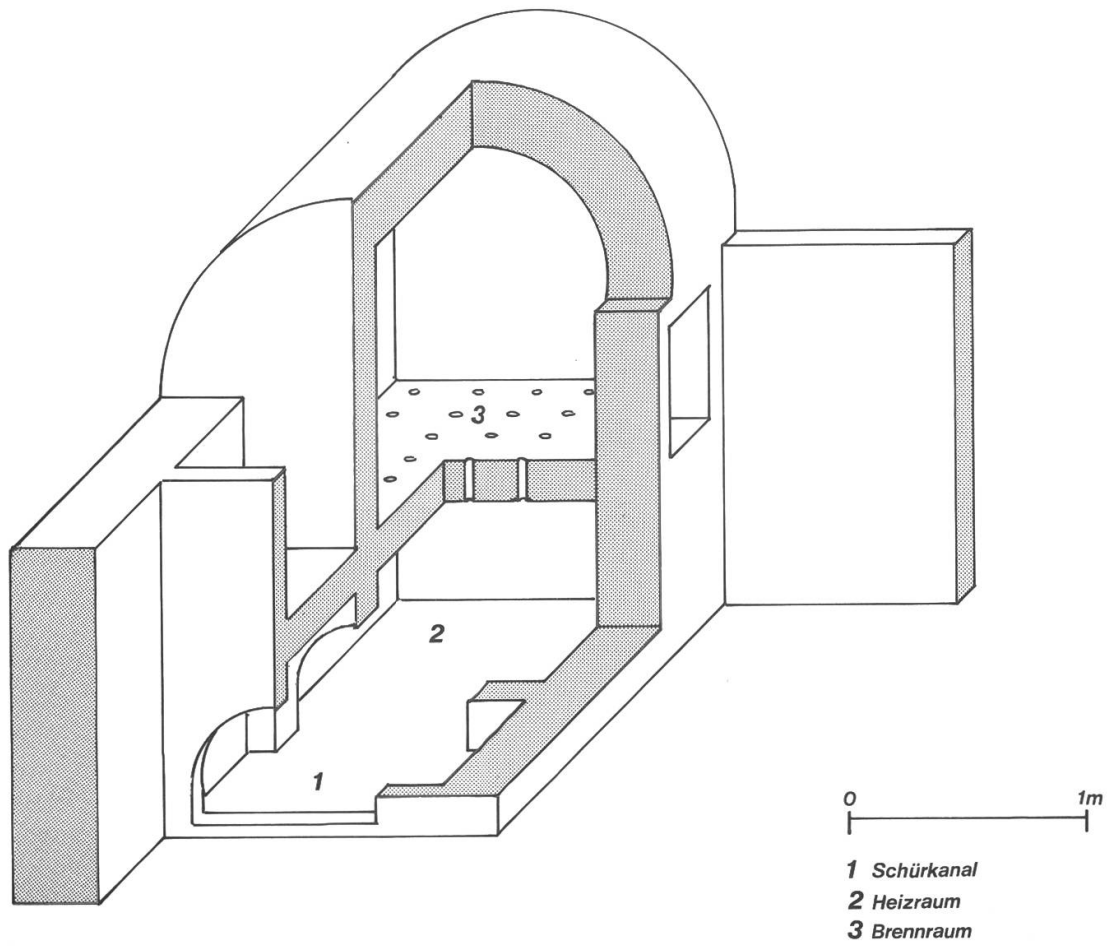
Diesem Typus entspricht der runde Kuppelofen, den der Töpfer «Vatto» im römischen Vicus Lenzburg, Lindfeld, 60–100 n. Chr. betrieb.

Das Prinzip des Zweikammer-Ofens wurde durch den Einbau von Luftzügen, die höhere Brenntemperaturen ermöglichten, verbessert. Es blieb aber bis zur Einführung der elektrischen Brennöfen im 20. Jahrhundert erhalten.

Einen rechteckigen Brennraum weist der Ofen auf, den Jacob Hermann bis 1857 benützte.

Reste davon haben sich im Keller des Hauses «Zum alten Landgericht» bis heute erhalten.

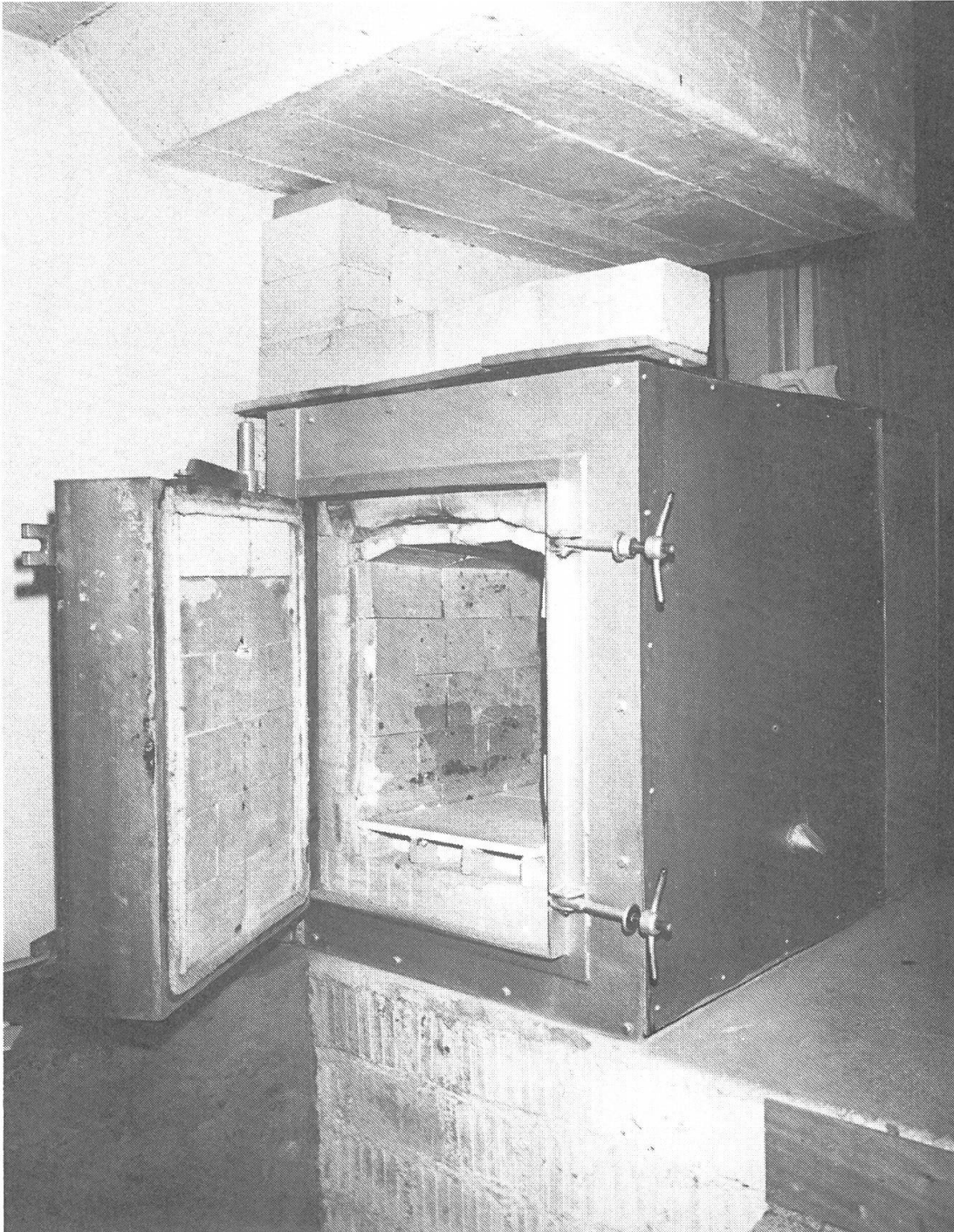
Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Brennöfen auch mit Gas und Öl betrieben.



Der Brennraum des Ofens von Jacob Hemmann

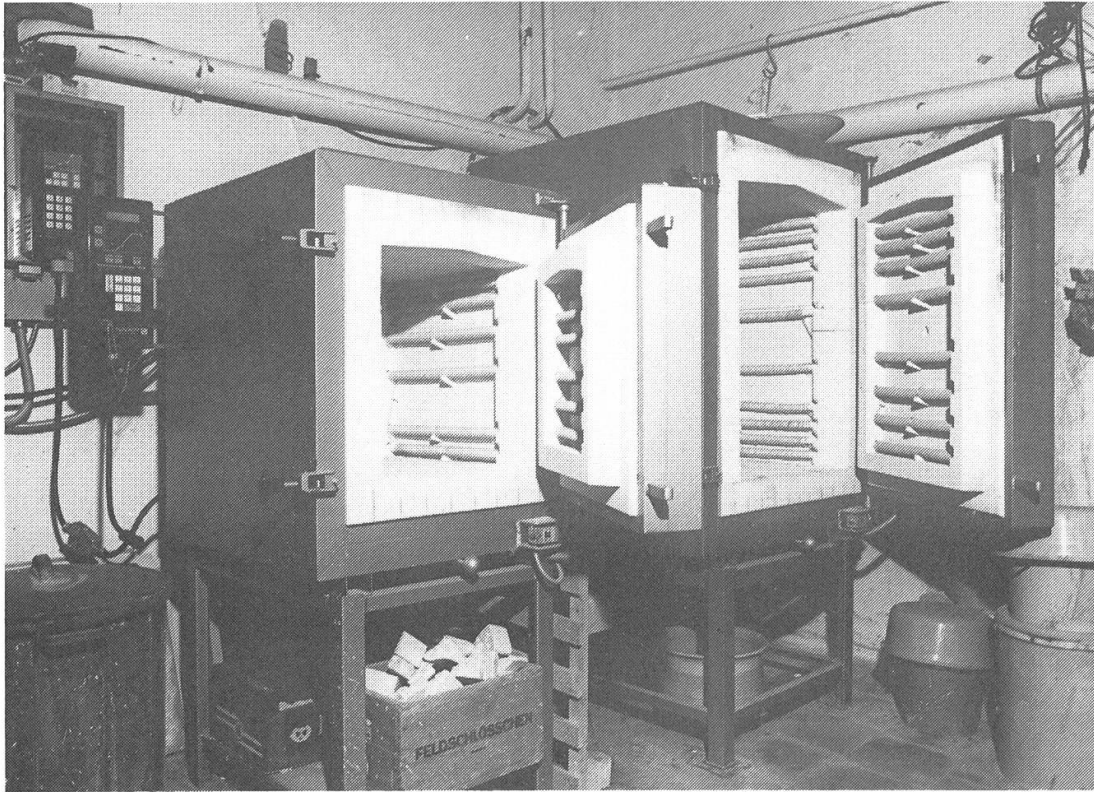
Elektroöfen

Im Unterschied zu allen anderen Öfen haben die Elektroöfen nur noch einen Ofenraum. Statt der offenen Flamme ermöglichen glühende Drähte eine genaue Steuerung der Hitze und Brenntemperaturen bis 1400 °C. Zu diesem Typ gehören der grosse Ofen in den Räumen der



Elektroöfen von Hans Brunner

ehemaligen Firma Brunner & Cie am Stadtgässli, den Hans Brunner 1948/49 in Zusammenarbeit mit der Firma Borel in Peseux NE konstruierte, und seit 1984 die Öfen der Firma Naber, Bremen, die Ernst Häusermann an der Seonerstrasse verwendet.



Elektroöfen von Ernst Häusermann

Baukeramik

Der grösste Teil der Baukeramik zählt zur Gattung der Irdenware. In der Regel wird der Lehm nicht aufbereitet, das heisst er wird weder geschlämmt noch mit Zuschlagstoffen versetzt. Das gebrannte Produkt weist einen porösen, farbigen Scherben auf.

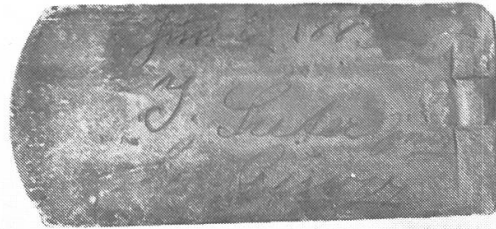
Zu Baukeramik wurde Ton in unserer Gegend erstmals seit der Mitte des 1. Jahrhunderts verarbeitet. Nach dem Untergang des römischen Reiches kam der Ziegelbau völlig aus der Mode. Neue Impulse gingen vor allem von der Klosterziegelei St. Urban LU aus, die um 1260 ihren Betrieb aufnahm und neben gewöhnlichen Backsteinen und Bodenfliesen auch reich verzierte Stücke produzierte.

Für die Herstellung von Mauer- und Dachziegeln wurde die Tonmasse im Handstrichverfahren in einen Holzrahmen gestrichen. Dem Rahmen entnommen, liess man die rohen Ziegel trocknen. Die Ziegel-

herstellung war früher Saisonarbeit, da im Winter kein Lehm gestochen wurde. Das Handstrichverfahren war bis Ende des 19. Jahrhunderts üblich, wurde aber erst im 20. Jahrhundert völlig durch die maschinelle Produktion ersetzt.

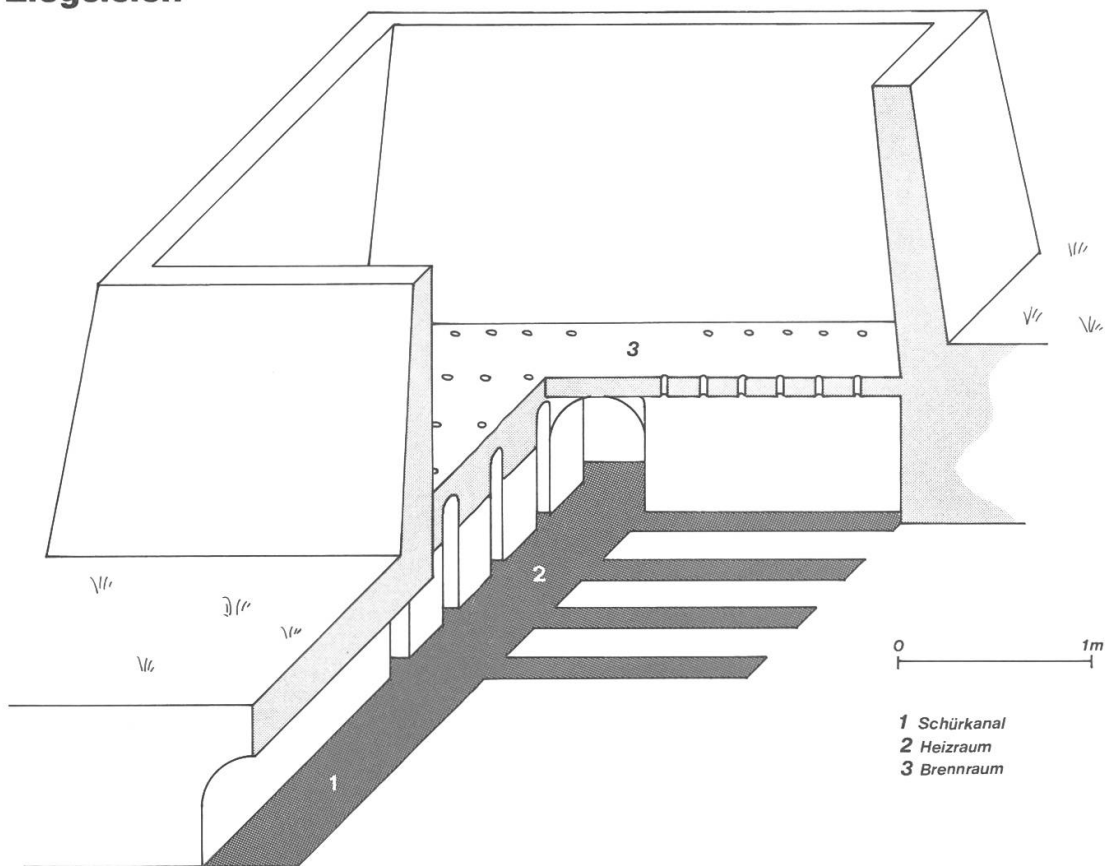


Ziegelstein, dat. 1568, Lenzburg, Algier



Flachziegel von J. Suter, Ziegelei «Bölly», 1883

Ziegeleien



Römischer Ziegelbrennofen von Hunzenschwil/Ruppertswil

Hunzenschwil/Rupperswil

Im Gebiet «Ziegelplatten», «Ziegelacker» und «Zozelacker» zwischen Hunzenschwil und Rupperswil befand sich ein römisches «Industriegelände», in dessen Bereich ab Mitte des 1. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts zunächst von militärischer (Legionen XXI und XI von Vindonissa) und anschliessend von privater Seite nicht nur Baukeramik, sondern offenbar auch einfache Gefässkeramik und eventuell Glas fabriziert wurde. Bisher wurden zwei Brennöfen ausgegraben, von denen einer einen Brennraum von 2,40 x 2,40 m aufweist. Der Feuerraum hatte fünf rechtwinklig vom Hauptkanal abzweigende Querzüge mit einem vorgebauten Schürkanal (praefurnium) von 1,70 m Länge.

Lenzburg

Ziegelacker

Die Erwähnung des Flurnamens «Ziegelacker» 1430 vor dem unteren Tor und eines «ziegler» 1441 deuten auf eine frühe Existenz des Ziegeleiwesens in Lenzburg. Bis zum Stadtbrand 1491 übte ein freier Ziegler dieses Gewerbe aus. Nach der Katastrophe erlangte die Ziegelhütte erhöhte Bedeutung, verlangte doch Bern den Wiederaufbau der Stadt in Steinmauern und mit Ziegeldächern.



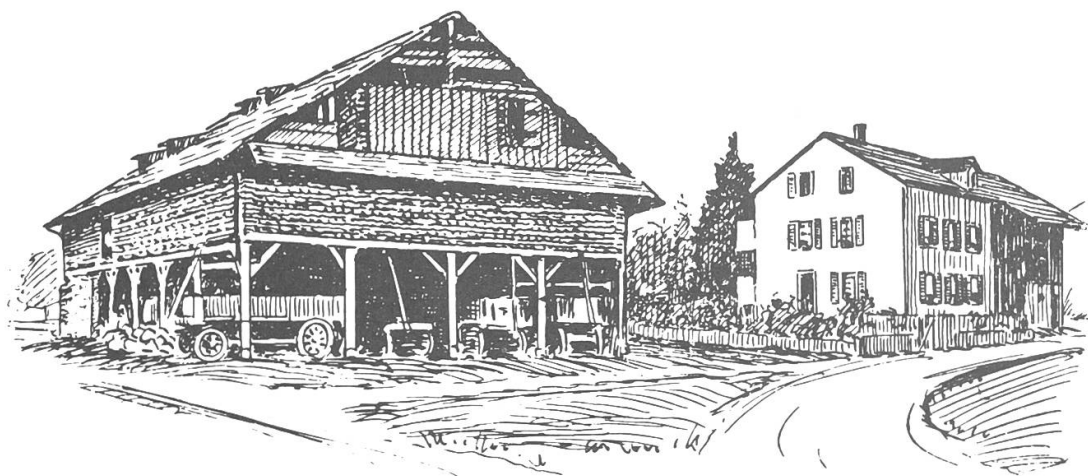
Um 1500 erwarb die Stadt den Betrieb und verpachtete ihn fortan. Sie unterhielt dabei die Gebäude (Ziegelhütte, Wohnhaus und Brunnen), während der Ziegler, der auch anderes Baumaterial produzierte (Pflastersteine, Kalk), «den Ofen in Eren halten» sollte. Das Holz zum Brand lieferte die Stadt. Lehm grub der Ziegler im Gemeindebann. Den Produktpreis bestimmte der städtische Ziegelschätzer. Obwohl im 16. Jh. die Preise mehrmals erhöht wurden, musste die Stadt seit 1551 Zuschüsse an die Brände leisten. 1628–30 betrieb die Stadt die Hütte in eigener Regie, danach ging das Lehen wieder an Private.

1834–40 übernahm erneut die Gemeinde den Betrieb.

1841–47 wirkten Jakob und Friedrich Suter aus Seon und danach Dominik Roth, dem das Lehen auf Ende März 1868 gekündigt wurde, weil die Ziegelei am Ziegelrain am 10. Januar 1868 verkauft wurde. An ihrer Stelle wurden zwei Wohnhäuser gebaut.

Bölli

Bereits Ende März 1869 nahm Johann Jakob Suter (1840–1914) in seiner neu erbauten Ziegelei an der Ammerswilerstrasse die Produktion auf. Nach dem Tod seines Sohnes Arnold Suter (1877 bis 1924) kaufte die kantonale Strafanstalt den leistungsfähigen Familienbetrieb. Bereits 1933 wurde die Handproduktion jedoch eingestellt, weil sich der Hüttenbetrieb für eine geschlossene Anstalt als ungeeignet erwies und die Lehmvorräte in der Munimatte bei den fünf Weihern ungenügend waren. Die Ziegelhütte wurde abgerissen und an ihrer Stelle Angestelltenwohnhäuser errichtet.



Fotos Hans Weber